

## *Der Rheinfall (Auf Goethes Spuren)*

© 2012 by Suzanne Latour. Alle Rechte vorbehalten

Wir sind offensichtlich kleine Leute, mit wenigem zu beeindrucken, denn anstatt über den Rheinfall die Achseln zu zucken und an Niagara und Iguazu zu denken – aber dort kommen wir nicht hin, das sind ferne Orte in fernen Ländern und ihre Schönheiten kennen wir nur vom Hörensagen –, anstatt dies zu tun und uns als Weltreisende zu offenbaren, fanden wir ihn, den Rheinfall, diesen hochberühmten Wasserfall eines hochberühmten Flusses, staunenswert, imposant, mächtig und groß: das Beeindruckendste an unserer südländischen Reise. Ich liebte das Wasser, an dessen Farbe ich mich nicht sattsehen konnte: etwas zwischen Smaragd- und tiefem Flaschengrün, und dabei so klar, daß man bis auf den felsigen Grund sehen konnte. Sehr fischreich erschien mir der Fluß, vielleicht aufgrund des hohen Sauerstoffgehaltes, den die sekundlich, ja in unaufhörlicher Folge herabstürzenden Wassermassen bewirken; an der Anlegestelle der Boote wimmelten sie so zahlreich durcheinander, daß man sie mit etwas Geschick fast mit der Hand hätte fangen können: unauffällige, dunkelschuppige Fische, die mich an Forellen erinnerten, leider vergaß ich, den Bootsführer zu fragen, was für welche es seien. Es gibt ja auch eine den Forellen verwandte Art im Bodensee: den Felch. Zweimal setzte uns der Bootsführer über: das erste Mal fuhr er uns an den Felsen heran, der zusammen mit einem weiteren, torartig ausgehöhlten und unzugänglichen den Fall nicht ganz in der Mitte des Flusses in eine tosende und steile und eine etwas gemilderte, in unregelmäßig verteilten, flachen Stufen bergabgehende Hälfte teilt: jener Felsen, von dem ich hätte schwören mögen, daß auch Goethe ihn schon bestieg – ich nehme an, er hatte einen Bootsmann für den ganzen Tag gemietet –, nur daß er es nicht so komfortabel hatte wie wir jetzt, mit Stufenleiter und Geländer. Man steht dort gleichsam mitten im Fluß und sieht nach beiden Seiten hin, übersieht die bewaldeten Ufer, das linke, mit häßlichen Neubauten bestandene Neuhausener Ufer, und das rechte mit dem Kastell in der Höhe, das adlernestartig über dem Wasserfall thront, und die Eisenbahnbrücke voraus, über die gelegentlich ein Zug fährt (bei dem es einen wundern muß, daß nicht alle Passagiere mit ihren Nasen an den Fenstern kleben); im Rücken hat man jene schöne, weite Biegung, die sich der Fluß nach Süden hin gebahnt hat. Unaufhörlich sieht man vom seitlichen Geländer aus die weißbrodelnden Wassermassen hinabstürzen, der Lärm ist betäubend; unaufhörlich ziehen sich weiße Sprühnebelschleier in anmutig-verzauberten Formationen über der aufgewühlten Wasseroberfläche hin. Dies ist schon großartig, aber es ist gleichsam nur das Vorspiel. Das wahrhaft Grandiose wartet auf der anderen Seite. Wieder setzt uns der Bootsmann über, wieder sehe ich mit verlangendem Blick in dieses Wasser von kostbarster Farbe hinunter und muß den Wunsch bezähmen, mich wie Undine still hineingleiten zu lassen ... Es scheint mir, als verstünde man die deutsche Romantik nicht, als verstünde man das Wesen eines Deutschen nicht, wenn man nicht einmal einen – tiefen – Blick in den Rhein getan hat (Andere Länder haben ihre eigenen Flüsse, kein Zweifel, aber ich weiß nicht,

ob diese so viel mit ihrer Poesie zu tun haben – und mit ihrer Geschichte?). Ah, diese bewaldeten Hänge, ja Berge, die schmucken Häuser am Ufer, die Schlösser und Burgen, die, auf dieser und jener Kuppe, bei einer Schiffsreise – für uns Eilige ist es nur eine Zugreise, wenigstens ein Stück am Ufer entlang – gelegentlich in Sicht kommen und, während der Blick ihnen atemlos folgt, uns ihre Frontseite zeigen und wieder entschwinden ... Man begreift, wenn man in dieses klare, tiefgrüne Wasser hinabsieht, wie die Märchen von Nixen, Flußgeistern und Wassermännern entstanden sind: die Poesie der Sache selbst bringt sie hervor. Und ich grübelte, immer noch gebannt von der Schönheit dieses Elementes und von seiner Wandelbarkeit, darüber nach, daß bestimmte Flüsse ihre besondere Farbe zu haben scheinen, mittels derer sie sich dem Gedächtnis auf immer einzuprägen neigen: dunkelgrün der Rhein also, während ich die Donau niemals anders als braun gesehen habe, und die Elbe – immerhin der Fluß, den ich am besten kenne, den ich bei wechselndem Licht und den verschiedensten Wetterverhältnissen studiert habe – in meiner Vorstellung, sobald ich sie mir als Ganzes ins Gedächtnis zu rufen versuche, doch eigentümlicherweise immer grau ist ... Die Donau ist lehmig, der Rhein hat bewaldete Ufer und felsigen Grund, die Elbe hingegen spiegelt den norddeutschen Himmel wider – jedenfalls dort, von woher ich sie kenne ...

Der Bootsmann läßt uns ans Ufer steigen, wir steigen ein paar Stufen hinauf, gehen an der Felswand entlang – und betreten einen Balkon aus Beton, der gleichsam in den Wasserfall hineinragt, den Beschauer also so dicht heranbringt, wie man sonst niemals kommen könnte; und hier wird das Schauspiel in der Tat so eindrucksvoll, daß man es mit ziemlich starken Termini beschreiben muß, um seinen eigenen Empfindungen einigermaßen nahezukommen.

Man glaubt, den Verstand zu verlieren. Man sieht Tonnen um Tonnen um Tonnen weißschäumenden Wassers gleichsam auf sich herabstürzen und es endet nie: fortwährend stürzen neue Tonnen nach, und dabei herrscht ein Gedröhne, ein Tosen, ein Donnern, das sich betäubend auf die Sinne legt und die Gedanken zu lähmen scheint. Der Unterschied zum rhythmischen Spiel der Wellen, ihrem Anrollen, Aufbäumen, Niederstürzen, schäumenden Auslaufen und zischenden Zurückweichen könnte nicht größer sein. Hier gibt es keine Atempause, kein Anhalten, kein Anlaufnehmen. Es tost und tost und tost und tost und tost, und das Wahnsinnigwerdenwollen hat zweifellos mit jenem Eindruck unaufhörlich fortwirkender Gewalt zu tun: es ist grauenhaft, übermächtig und dem Menschen fern. – Man kann, etwas weiter oben, durch einen Tunnel in der Felswand gehend, noch einen anderen Ausguck betreten, ebenfalls nahe am Fall, aber der Ausblick auf dem unteren Balkon ist sicherlich der spektakulärste. – Nachdem wir von all dem Lärm genug hatten und sich Wetterkopfschmerzen bei mir anmeldeten, stiegen wir die Treppe an der Felswand zum Schloß hinauf und studierten auf halbem Weg die Tafel mit den physikalischen Werten in Hinblick auf Wassermenge und Wattzahl; der Unterschied zwischen der höchsten und der niedrigsten ermittelten Wassermenge fiel uns besonders auf: der Mittelwert soll bei etwa 650 m<sup>3</sup> liegen, der derzeitige betrug 465 m<sup>3</sup>, im Jahr 1967 sollen es über 1200 m<sup>3</sup> gewesen sein, im Jahr 1912 hingegen nur 260 m<sup>3</sup> (pro Sekunde). Wir gingen über die Eisenbahnbrücke zurück und vollendeten damit den sogenannten „großen Rundweg“, der rechts am Steilufer entlang und an der stehengebliebenen Terrasse eines – jetzt nicht mehr

existenten – Luxushotels vorbeiführt und sicherlich den besten Überblick über das Tal und das tiefe, von schönen Laubwäldern gesäumte Flußbett, das sich der Strom gegraben hat, gewährt. Jene Hotelterrasse war sehr glücklich gewählt, mit vollendeter Sicht auf den Wasserfall hinunter und das schmucke Schloß oben am Steilhang; von der Schloßseite aus gesehen aber nehmen sich die häßlichen Neuhäuser Neubauten – der Name der Stadt sagt es ja bereits – ziemlich störend aus: ein Naturschauspiel von solcher Gewalt, ein Fluß, in dem Undine und Kühleborn beheimatet sind, und dann solch elende, lumpige Zweckarchitektur, das paßt nicht zusammen.

Wir schlenderten noch ein wenig in der Schaffhausener Altstadt umher und sahen uns bemalte Häuser mit Erkern und mit grünen Figuren geschmückte Rundbrunnen an; das Münster war verschlossen, wie bei den Evangelen wochentags (es war Montag) üblich, wenn es auch nicht unbedingt die Frömmigkeit befördert. Wir betrachteten es also nur von außen und gingen einmal den rundumlaufenden Kreuzgang entlang; innen im Hof befindet sich ein Klostergarten mit einer großen Auswahl an Kräutern, neben welcher sich derjenige von Walafrid Strabo auf der Reichenau – sie haben ihn seinem Kräutergedicht nachempfunden – eher bescheiden ausnimmt. Meine botanischen Kenntnisse sind ja auch eher gering, aber ich war beeindruckt von den vier Sorten Minze, die sie dort hatten: Krauseminze, Pfefferminze, Apfelminze und Orangenminze: ich pflückte mir ein Blatt von jeder Art, zerrieb es zwischen den Fingern und roch eifrig daran, und sie rochen alle sehr gut und recht verschieden; ich veranstaltete Riechtests mit ihnen und am Ende stellte ich fest, daß meine – mittlerweile recht starken – Kopfschmerzen verschwunden waren. Gesegnet sei die Pfefferminze, mein liebstes Kraut.

Zum Schluß auf die Festung, den „Munot“, eine Art Rundburg, die allerdings nur militärischen Zwecken gedient zu haben schien: oberhalb der Stadt gelegen und im Halbrund von weinbewachsenen Hängen umgeben. Es ist tatsächlich nur ein kreisrundes, von außerordentlich starken Mauern eingefasstes Gewölbe, mit nur ein paar Schießscharten versehen und ansonsten recht finster; es erinnerte mich sehr an eines der inneren Gewölbe der Alhambra, die man am Anfang des Besichtigungsrundganges passiert, und das vermutlich auch zu den ältesten, vornehmlich der Befestigung dienenden Teilen gehörte: so gut wie fensterlos, aber groß, mit viel Raum in der Mitte, und wenn, wie im Mont St. Michel, eiserne Ständer mit Kerzen dastehen, die zwar Licht geben, aber die düstere Atmosphäre unweigerlich verstärken, so muß man nur einmal allein an einem solchen Ort sein, um sich schaurig in jene anderen Zeiten zurückversetzt zu fühlen: obwohl das Gefühl, das einen zwischen solchen, Moder und Kälte ausatmenden Mauern überkommt, ein Produkt unserer eigenen Zeit und Verfassung ist. Moderne geschichtslose oder fast geschichtslose Gebäude, ob es nun Kasernen sind oder Schulen oder Kaufhäuser oder Stadtverwaltungen verursachen uns keine ehrfurchtsvollen oder gruseligen Schauer, sie kommen uns so normal wie banal vor, und tatsächlich ist es gerade dieses Gefühl, das Gefühl alltäglicher Gegenwart, das wir nicht mehr nachzuvollziehen vermögen oder das sich uns am beharrlichsten entzieht, wenn wir uns das Lebensgefühl einer vergangenen und weit in der Geschichte zurückliegenden Epoche vorzustellen versuchen. Licht, die Schwankungen und Veränderlichkeit natürlichen

Lichtes, soll das heißen, Musik und der Geruch eines Ortes vermögen hier viel: man scheint plötzlich Dinge zu empfinden und wahrzunehmen, die einer anderen Zeit, ja Welt angehören. Aber ist dies am Ende doch nur eine Art von Zeitreise, die auf einem Spiel oder einer starken Anregung der Vorstellungskraft beruht: was empfände ich, was nähmen meine Sinne wahr, wenn ich in diesem Moment, so wie ich jetzt bin und denke, in jener anderen Zeit an diesem selben Ort stünde und allein? Eine Frage, die nicht zu beantworten ist, so eigentümlich und berührend jene Moment der Grenzüberschreitung auch sein mögen. – Im begrünten und mit Bäumen bewachsenen Festungsgraben ästen Hirsche und Rehe und gaben ein friedliches Bild ab, wenn man von oben auf sie herabsah, obwohl es mir doch ein wenig herzlos erschien, diese bewegungsliebenden und anmutigen Tiere in einen so begrenzten und mit hohen, unüberwindlichen Mauern umstandenen Ort einzusperren: schließlich ist es doch eine Art von Verließ, wenn auch unter freiem Himmel. Beim Abstieg genossen wir den Blick auf die Altstadt, die mitsamt dem Turm des Münster und einer weiteren Kirche ein mit schön und schief gestaffelten roten Dächern angefülltes Bild ergibt, auf eine gewachsene Weise harmonisch und daher befriedigend; danach kauften wir uns, da man doch in jeder fremden Stadt irgendetwas kaufen muß, eine Neue Zürcher Zeitung und setzten uns in den Zug, bewunderten wiederum den herzigen Schweizer Humor, der uns schon auf der Hinfahrt begrüßt hatte: Liebe Raucherinnen und Raucher, stand auf der Fensterscheibe, dies ist kein Lungenzug – – und das war unser Ausflug nach Schaffhausen.